

KAPITEL 5

DIE INNERE DYNAMIK DER GEMEINSCHAFT

5.1 Die Asymmetrie der Inklusion

In den islamischen Gemeinden Europas hat sich unter dem Druck christlicher Provenienz eine neue Organisationsform vollzogen: die Mitgliedschaft. Das christliche Selbstverständnis hat hier institutionelle Rahmenbedingungen hervorgebracht, die den neuen religiösen Minderheiten als einziges Organisationsmodell die Rechtsform des eingetragenen Vereins zur Verfügung stellen. Dem Soziologen Niklas Luhmann zufolge ist die Entwicklung in Richtung religiöse Mitgliedsorganisation in erster Linie als eine Weiterentwicklung moderner christlicher Organisations- und Gemeindeformen zu betrachten. Das besagt aber nicht, dass die Zugehörigkeit durch Glaubensüberzeugung mit der Inklusion durch Mitgliedschaft kompatibel sei: »nach wie vor kollidiert die Vorstellung einer Glaubensgemeinschaft mit der Vorstellung einer Mitgliedsorganisation.«¹

Die Mitgliedschaft hat indes die Grenzen der islamischen Gemeinden bereits geändert. Diese kommen nun nicht mehr nur durch Geburt zustande, sondern zusätzlich durch bewusste Entscheidungen und das Eingehen von finanziellen und anderen Verpflichtungen. Die Mitgliedschaft grenzt Moslems aus, die sich religiös nicht engagieren, und definiert deren Ort als peripher, während sie die Mitglieder und ihr Engagement ins Zentrum rückt. Dafür aber erfolgt die Mitgliedschaft für Männer wie für Frauen auf gleiche Weise und setzt damit eine prinzipielle Gleichheit voraus. Tatsächlich bilden Frauen heute innerhalb der männlich geprägten Öffentlichkeit einer Moschee meistens eine eigene Öffentlichkeit. Von Gleichheit kann aber noch nicht die Rede sein. Auch im »Verband der Islamischen Kulturzentren« gibt es Frauengemeinden. Es stellt sich die Frage: Welchen Ort besetzen sie?

Die Mitgliedschaft hat ältere Modelle der religiösen Inklusion nicht ersetzt, sondern ergänzt. Die religiöse Einbeziehung greift zusätzlich auf zwei Organisationsmodelle der islamischen Vergangenheit zurück, die allerdings in jeder europäischen Organisation anders gewichtet sind. Das

1 Luhmann 2000, S. 229. Luhmann zeichnet im Kapitel »Religiöse Organisationen« die Unausweichlichkeit organisierter Religion nach. Damit stellt sich auch die Frage der Inkompatibilität von Religion und Organisation (S. 248).

sind das *mainstream*-Modell, das an erster Stelle Männer ins Auge fasst, sowie das Ordensmodell, das beiden Geschlechtern getrennt voneinander einen eigenen Platz zuweist. Durch die neue institutionelle Anforderung des eingetragenen Vereins wurde zwischen diesen verschiedenen Formen der religiösen Einbeziehung eine Dynamik in Gang gesetzt. Man könnte auch sagen: Die Gestaltung islamischer Organisationen in Europa spielt sich in einem Dreieck unterschiedlicher und zum Teil auseinander strebender Bindungen ab (s. Abb. 4).

Das war nicht immer so. Die islamische Tradition überliefert zwar Geschichten vom Propheten, der die Frauen dazu ermutigte, in der Moschee zu beten, und der Lösungen antrug, um die Spannung zwischen den Geschlechtern abzubauen. Die islamische Geschichte lässt jedoch ein anderes Bild entstehen. Frauen wurden als Quelle der Unruhe und der Verführung betrachtet und als Ursache sozialer Disharmonie abgestempelt. Ihre Anwesenheit im Gebetsraum war alsbald unerwünscht, und Frauen, die etwas auf sich hielten, ließen sich dort nicht mehr blicken. Von den Frauen wurde erwartet, dass sie ihre Gebete zu Hause durchführten und im Übrigen nur so viel von den koranischen Wissenschaften erfuhren, dass sie selbstständig das Gebet verrichten konnten. Von den *Medresen* blieben sie weitgehend ausgeschlossen. Das änderte sich erst im Zuge der religiösen Erneuerungsbewegungen der 1970er Jahre. Auch moslemische Frauen in Europa, die heute die Wissenschaften des Islam studieren und sich in der Tradition auskennen, weisen unermüdlich darauf hin, dass ihr heutiger Status in der Gemeinde nicht mehr mit der koranischen Tradition übereinstimmt.²

Männer benutzten den öffentlichen Raum, den die Moschee bietet, indes auf unterschiedliche Weise. Hier wurden sie als Jungen in den Koran eingeführt und hier gab es die Möglichkeit, mit anderen das rituelle Gebet zu verrichten. An diesem Ort hörten sie gemeinsam die Ermahnungen in der wöchentlichen Freitagspredigt. Auch Männer, die sich religiös nicht engagierten, konnten hier ein Gefühl der Zugehörigkeit aufrecht erhalten, weil jede Moscheegemeinde zugleich einen öffentlichen Raum darstellt, in dem Geschäfte gemacht und Freundschaften gepflegt werden, in dem man sich sozial engagiert oder politisch artikuliert. Der religiöse Ort war also

2 Hoffmann-Ladd 1995, S. 327; Artoun 1989, S. 104, 120, 123; Berkey 1992, S. 161-81. Neue Frauenzeitschriften wie HUDA (seit 1995) oder »The European Muslim Woman« (seit 1998) bringen regelmäßig Beiträge über die Ehefrauen und Töchter des Propheten.

auch immer ein Ort männlicher Vergemeinschaftung, zu der Geburt und Geschlechterzugehörigkeit den Zugang gewährten.³

Neben dieser Tradition des *mainstream*-Islam gab es aber immer auch das Angebot der islamischen Orden. Orden ermöglichten beiden Geschlechtern, sich religiös zu engagieren. Hier galt immer, dass Männer wie Frauen sich individuell dafür entschieden, dieser oder jener Methode zu folgen und damit die eigene Glaubenspraxis zu intensivieren (s. Kap. 1). In den Orden vollzog sich die Inklusion nicht durch Geburt, aber auch nicht durch eine formale Mitgliedschaft. Hingegen gingen die Anwärter ein Band des gegenseitigen Vertrauens und Respekts (*Rābiṭa*) mit dem Scheich des Ordens ein, das am Ende mit einem Gelübde oder einer Initiation besiegelt wurde. Das Band galt für Männer wie für Frauen. Manche Ordenshäuser hielten einen zusätzlichen Raum für Frauen bereit. Unter besonderen Umständen bildeten Frauen aber auch eigene Bänder mit eigenen Vorsteherinnen und spirituellen Abstammungsketten (*Silsila*) heraus und bezogen getrennte Räumlichkeiten.⁴

Die religiöse Tradition dieser Orden hat sich in Europa fortgesetzt.⁵ Auch wenn die meisten islamischen Organisationen in Europa die intensivierte Gebetspraxis der Orden nicht übernehmen, bietet ihnen das Ordensmodell der Geschlechtertrennung ein Vorbild, durch das die Inklusion von Frauen und Männern, die durch die Mitgliedschaft unvermeidbar geworden ist, bewältigt werden kann. Alle islamischen Organisationen in Europa sehen sich gezwungen, ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Bindungen, die sich ja zum Teil ausschließen, zu finden, und sie tun das alle mit unterschiedlichen Gewichtigungen. Auch der Ort religiöser Vergemeinschaftung von Frauen befindet sich dadurch heute in der Moschee, ohne allerdings mit dem Ort der Männer gleichgestellt zu sein. Es hat sich eine weibliche Öffentlichkeit etabliert, die bereits durch vielfältige strukturelle Maßnahmen (Moscheeräume für Frauen) gestützt wurde.⁶ Das ist eine neue Erscheinung. Zunächst geht es hier darum, das Verhältnis des »Verbandes der Islamischen Kulturzentren« zu seiner femininen Öffentlichkeit zu bestimmen.

3 Barazangi 1995, S. 409; Waardenburg 1995, S. 147-51.

4 Böttcher 1998.

5 Es gibt noch immer sehr wenig Literatur über Sufi-Orden in Europa. Für Deutschland: Spuler-Stegemann 1997; Schießmann 1999. Für England: Werbner 1998, 2001.

6 Jonker 1999c.

Als Nachfolgeorganisation eines Ordens bezieht der »Verband der Islamischen Kulturzentren« eine Position, die von anderen Moslems in Europa nur widerwillig zur Kenntnis genommen wird.⁷ Sie beinhaltet Gleichheit der Geschlechter im Bereich des Religiösen neben dezidiert Ungleichheit im Bereich der Verwaltung und der religiösen Repräsentation. Auch wenn in dieser Laiengemeinschaft das Scheichtum abgeschafft wurde, sind alle Mitglieder nach wie vor vom *Rābiṭa*, dem Band des gegenseitigen Respekts und Vertrauens geprägt. Das schafft eine prinzipielle Gleichheit. Die Gemeinschaft der Muslime (*umma*) ist gleichwohl männlich konnotiert. Im organisatorischen System des Verbandes wurde sie in einen Raum umgewandelt, in dem sich Verwaltung und Charisma unauflöslich miteinander verknüpfen ließen. Damit beziehen die Männer eine Position, die die der Frauen nicht nur hierarchisch überlagert, sondern mit deren Hilfe sie den Frauen einen Ort zuweisen, der keine Nähe zum religiösen Zentrum erlaubt. *Rābiṭa* fordert von beiden Geschlechtern, der Gemeinschaft zu dienen und damit den in ihr angelegten religiösen Auftrag zu erfüllen. Das Zentrum der Organisation befindet sich indes dort, wo die Verknüpfung von Charisma und Verwaltung die Legitimität des Auftrags auch als von Gott gegeben garantiert.

Die Einbeziehung durch Mitgliedschaft setzt aber auch prinzipielle Rechte des Wählens und des sich zur Wahlstellens voraus. Grundsätzlich stünde diese Möglichkeit männlichen wie weiblichen Mitgliedern offen, aber in der Praxis sind es nur Männer, die von diesem Recht Gebrauch machen. Alle Beteiligten bereitet es sichtlich Mühe, mir gegenüber diesen status quo zu erklären. Wenn die weiblichen *Hocas* zum Beispiel über ihre eigene Arbeit sprechen, fällt des Öfteren das Wort »Außendienst« (*Diş hizmeti*), um den Unterricht der Frauen von dem Innendienst (*İç hizmeti*),

7 Kritik wird vor allem in *Milli-Görüş*-Kreisen laut. Mein Interviewpartner M/A 2, selbst ein Nakshibendi-Schüler, verurteilt die Haltung seiner VIKZ-Kollegen gegenüber Frauen als »nicht zur Tradition gehörig«. Aber auch er verweist auf die Frauen des Propheten, wenn es um die Frage geht, ob Frauen vor einem Männerpublikum reden dürfen (seine Antwort lautet also: Nein!). Die Tatsache, dass der VIKZ sich verweigert, Pilgerfahrten für die zum Verband gehörenden Frauen zu organisieren, verurteilt er aber mit einem lapidaren »gehört nicht zum Islam. Dafür gibt es keine Quellen« (am 16.10.2000). Muslimische Frauen, die sich in *Milli-Görüş*-Nähe selbstständig organisiert haben und über eine relativ große Selbstständigkeit verfügen, winken nur ab, wenn es um die Lage ihrer Glaubensschwester beim VIKZ geht.

dem Unterricht mit Kindern, zu unterscheiden. Wie sehr dieser Ausdruck auch die Wichtigkeit der *Da'wa*-Arbeit unterstreicht, so weist er doch auf eine Grenze hin. Die Organisation hat indes ein bestimmtes Verhalten entwickelt, um mit diesem Nebeneinander von Symmetrie und Asymmetrie umzugehen. Und, wie sich später zeigen wird, ist die Lösung, die gefunden wurde, für die meisten – Frauen wie Männer – akzeptabel.

Die folgende Situationsskizze einer Berliner Moschee fasst das Nebeneinander von Symmetrie und Asymmetrie noch am ehesten zusammen. Gerade weil sie räumlich getrennt sind, können beide Geschlechter gewissermaßen zusammen am selben Bildungsauftrag arbeiten. Beide sind zudem innerhalb ihrer eigenen Gruppe mit derselben religiösen Kommunikation beschäftigt – eine Kommunikation, die ihnen eine Verbindung zur transzendenten Wirklichkeit verspricht. Damit ist ein dritter Bezugshorizont der Kommunikation markiert, dem sich beide Geschlechter unterordnen und der ihre direkte Kommunikation, die von Respekt und Zurückhaltung geprägt ist, reguliert. Schließlich übernehmen die Männer auch dann die Verantwortung, wenn sie dafür weniger qualifiziert sind als ihre weiblichen Gegenspieler. Die Frauen überlassen ihnen gerne den Vortritt.

5.2 Die Suche nach Wörtern

Das Haus liegt am äußersten Rand des Märkischen Viertels, das letzte rechts, bevor der Freizeitpark beginnt. Es ist ein zweistöckiger Neubau, in dem sich ein Supermarkt befindet. Neben der Türschelle steht schlicht »Isl. Kulturbüro. 1. Stock«. Nur wer genauer hinschaut, kann im Fenster des ersten Stocks ein Plakat mit der Aufschrift »Verband der Islamischen Kulturzentren« entdecken. Im obersten Stock befindet sich eine Zahnarztpraxis. Patienten und Moscheebesucher sind sich im breiten Treppenhaus gleichermaßen anonym. Hier befindet sich die nördlichste Moscheegemeinde Berlins.

Zwei junge *Hocas*, ein Mann und eine Frau, verrichten in dieser Moschee den Dienst. Weil sie miteinander verwandt sind, gilt die sonst strenge geschlechtliche Trennung für sie nicht. Obwohl er ausschließlich im Männer- und sie im Frauenraum arbeitet, können sich beide auch zusammen in der Küche oder im Büro aufhalten oder sich einmal rasch im Flur verständigen. Das erweist sich im Hinblick auf die beschränkten Räumlichkeiten und die durch die ganze Etage tollenden Kinder als praktisch.

Die Moschee umfasst lediglich einen kleinen Gebetsraum für Frauen und einen etwas größeren Raum für Männer, in dem letzteren sind auch

eine Gebetsnische und ein Predigtstuhl eingebaut. Weiterhin gibt es auf der Männerseite neben einem kleinen Krämerladen ein Büro, in dem auch der Besuch empfangen wird. Die Küche befindet sich auf der anderen Seite neben dem Frauenraum. Für beide Geschlechter wurden getrennte Waschräume eingerichtet. Die Gruppe der Teilnehmer am Gebetskreis (*Hatim*) umfasst lediglich sieben Frauen und zehn bis zwölf Männer. Diese Gruppe bildet ebenfalls die ganze Gemeinde. Andere Moslems verirren sich nicht an diesen Ort. Lediglich in der Fastenzeit kommen mehr Besucher – von woher, das wissen die *Hocas* nicht. Der Frauengebetkreis trifft sich donnerstags in der Moschee und mittwochs bei einer der Teilnehmerinnen zu Hause. Der Männerkreis kommt nur montags zusammen.

Der Umgang zwischen Schwager und Schwägerin ist entspannt und respektvoll. Beide haben die gleiche Ausbildung durchlaufen. Sie spricht zudem Deutsch, eine Sprache, die er nicht beherrscht. Zusammen erklären sie mir, so gut wie es geht, die »Empfehlungen« des Lehrers Süleyman. Diese betreffen die von ihm empfohlenen Predigtthemen. In den 1950er Jahren schrieben seine Schüler sie in Hefte, die heute durch die weitgestreuten Gemeinden zirkulieren (s. Kap. 2). Man merkt den beiden an, dass sie sich bestens mit den Feinheiten der Grammatik und mit komplizierten Wortfeldern in mehreren Sprachen auskennen. Es ist ihr Metier, sich zwischen der heiligen Koransprache, dem modernen Arabisch, dem Osmanischen und dem Türkischen hin und her zu bewegen, ohne dabei ein Körnchen Bedeutung zu vernachlässigen. Nur die deutsche Übersetzung fehlt ihnen, der in Berlin geborenen Schwägerin ebenso wie dem in Ankara aufgewachsenen Schwager.

Trotz ihrer deutschen Sprachkenntnisse ordnet sich die junge Frau dem Schwager unter und lässt ihm bei der Erklärung schwieriger religiöser Begriffe den Vortritt. Er benutzt diesen Freiraum zurückhaltend, holt ein osmanisches Wörterbuch und beginnt, ihr die Schlüsselwörter ins moderne Türkisch zu übersetzen, damit sie sie dann mir erklären kann. Aber es gelingt ihr nicht, deutsche Äquivalente zu finden. Meine Wortvorschläge aus dem christlichen mystischen Bereich verhallen unverstanden. Mir kommt wieder die Bemerkung des Berliner Vorstandsvorsitzenden in den Sinn: »Wir haben junge Leute, die viel wissen, aber ihr Wissen ist wie durch eine Mauer getrennt.« Die Mauer entpuppt sich als eine fast undurchdringliche Sprachbarriere. Ihr sorgfältig gegliedertes und verfeinertes Wissenspotenzial ist kaum an den konzeptuellen Horizont der Moderne anschlussfähig. Übersetzungshilfen existieren nicht, ihnen fehlt zudem jede Kenntnis der deutschen Gesellschaft. Dass ihr eigenes Wissen von der

Mehrheitsgesellschaft nicht einmal als Wissen anerkannt wird, ist ihnen bislang – vielleicht sollte man sagen glücklicherweise – entgangen.

Sie erklären mir also die *Dört sart*, die vier guten Sachen, die der Lehrer Süleyman von seinen Schülern forderte: Höflichkeit gegenüber dem Lehrer, ihm zuhören und an ihn glauben, tun, was er sagt, und ein gutes Benehmen entwickeln sowie die innerliche Verbundenheit zu ihm aufrecht erhalten. Letzteres, erklärt mir der Schwager, sei gar nicht schwierig. Man müsse dabei nur an den großen Lehrer, den *Üstaz*, denken und sich auf ihn, der schon längst tot ist, konzentrieren. Dann stelle sich die Verbindung von selbst her, die man *Rabita* nenne. Das deutsche Äquivalent dazu fehlt, auch das türkische Wörterbuch hilft hier nicht weiter. Die beiden versuchen, es mir trotzdem zu erklären. Ich solle es mir so vorstellen: Am Telefon redet man miteinander, ohne in der Nähe des Anderen zu sein. Im *Rabita* redet man im Herzen miteinander. Das ist das Wertvollste, was ein Orden zu bieten hat. Nur durch *Rabita* kann man am *Maneviat* teilhaben.

Ich frage, vielleicht zum 100. Mal während dieser Forschung: Und was ist *Maneviat*? Auch jetzt kann nur eine Geschichte das Wortfeld umreißen: »Ein einfacher Mensch, ein Landarbeiter, kam in den 1950er Jahren nach Istanbul, um bei Süleyman den Koran zu lernen. Er hatte bis dahin weder Lesen noch Schreiben gelernt, er war ein Analphabet wie so viele vom Land. Dann packte ihn *Maneviat* und innerhalb von vierzehn Tagen konnte er Arabisch lesen und den Koran rezitieren. Er fuhr zurück in sein Dorf und wusste dort sogar zu predigen.« Das ist also *Maneviat*. Ich versuche es mit der Übersetzung »religiöse Inspiration«. Der Ausdruck sagt den beiden *Hocas* rein gar nichts. Wenn schon ein Äquivalent, dann könne höchstens das Wort *Keramet* herhalten. Was denn wiederum *Keramet* bedeute? Nun, *Keramet* sei eben diese Geschichte und nichts anderes, und sie gelinge nur mit Hilfe von *Maneviat*. So drehen wir uns im Sprachkreis.⁸

5.3 Der Ort der Frauen

Vieles, was in dieser Beschreibung anklingt, kann als typisch für die örtlichen VIKZ-Gemeinden betrachtet werden: Die Ausrichtung der Räumlichkeiten, die Zusammensetzung und das Funktionieren der Gemeinde gehören dazu, aber auch die Versunkenheit in einem religiösen Universum, in dem die Hinweisschilder auf den Ausgang fehlen. Die Bindung an die Or-

8 Besuch an der Moschee von Lübars (*Lübars cami*) am 22.01.2000.

ganisation wird von beiden *Hocas* als eine spirituelle Verbindung zum Gründer erfahren. Dieses Band, das *Rabita* genannt wird, überträgt sich auf die direkte Kommunikation in der Gestalt eines gegenseitigen Respekts und Vertrauens. Die Topographie der Moscheen – Kulturzentren, wie man im Verband sagt – legt für beide Geschlechter den Handlungsspielraum fest. Männer beziehen den offiziellen Moscheeraum, komplett mit Gebetsnische und Predigtstuhl. In ihrer Domäne befindet sich ebenfalls das Büro, Ausdruck und Vertretung der Verwaltung. Frauen besitzen ihren eigenen Raum, oft mit einem eigenen Aufgang, gelegentlich sogar in einem eigenen Haus. In diesem Raum spielt sich ihr gemeinsames religiöses Leben ab, das vom Lernen und Beten bestimmt wird. Es ist eine feminine Öffentlichkeit, die ein Gegenwicht zur männlich dominierten Öffentlichkeit darstellt. Verglichen mit der traditionellen Auffassung, die Frauen weitgehend aus dem religiösen Leben und der damit verbundenen Öffentlichkeit aussperrte, mag das als eine kleine Revolution gewertet werden.

Der Frauenraum besteht aus einem Gebetsraum, der auch als Schulraum benutzt wird. In den größeren Häusern befinden sich zusätzlich Schul- und Schlafräume und großzügige Waschgelegenheiten. Eine Küche und ein Essraum runden solche Einrichtungen ab. Alles ist mit Teppich ausgelegt, der jeden Tag mit einer harten Bürste ein Muster erhält, das sich im Laufe des Tages unter den vielen bestrumpften Füßen wieder verwischt. In dem Gebetsraum fehlen die Insignien einer islamischen Moschee, nämlich die ausgeschmückte *Mihrāb*, die die Richtung nach Mekka angibt und der *Minbar*, der Predigtstuhl. An deren Stelle befindet sich in den größeren Häusern ein Fernseher, über den Predigten sowie Ansprachen des Hauptimam und Feiern aus dem Männerraum übertragen werden. In jeder Moschee befindet sich zwischen der Männer- und der Frauenseite eine Verbindungstür, die in der Regel abgeschlossen ist, bei Bedarf aber von den *Hocas* geöffnet werden kann.

Es gibt auffällig mehr Frauen als Männer in den Moscheen des Verbandes. Im nächsten Kapitel soll noch berichtet werden, dass das Engagement der Mädchen in den Kursen das der Jungen weit hinter sich lässt. Es sind die Mädchen, die mit ihrer Begeisterung ihre jüngeren Geschwister, aber auch die Eltern anstecken. Die Anwerbung und anschließende Mitgliedschaft von Elternteilen aus *Milli-Görüş*-, *Diyanet*- oder nichtgebundenen Haushalten bedeutet zweifelsohne eine Stärkung der Gemeinschaft. Beim näheren Hinschauen betrifft es hauptsächlich Frauen: Es sind die Schwestern und die Mütter, die zuerst neugierig werden und sich dann entscheiden, selbst Unterricht zu nehmen. Auf der Frauenseite hört man

auffällig viele Geschichten über das Interesse der erwachsenen Frauen am Bildungsangebot, was eine Verdopplung des Kursangebots notwendig machte. In manchen Moscheen wurde das Angebot sogar verdreifacht. Auf der Männerseite werden solche Geschichten nicht erzählt. Es ist ein Hinweis auf die unterschiedliche Einbeziehung von Männern und Frauen in die Süleyman-Gemeinschaft.

Der erste Kontakt mit Eltern aus »fremden« Moscheen entsteht auf Elternabenden, die die weiblichen *Hocas* für ihre Schülerinnen organisieren. Das erste Mal kommen meistens beide Elternteile, danach bleiben die Männer weg und es sind die Frauen, die die Kommunikation aufrecht erhalten. Die Mütter tragen die Verantwortung für die Erziehung ihrer Kinder. Diese Verantwortung für die Erziehung erlaubt es ihnen, Kontakte zur Außenwelt zu knüpfen. Im Laufe dieses Kontakts fällt dann die Entscheidung der Mütter, sich selbst ebenfalls religiös fortzubilden. Die Beweggründe, sich noch in einem fortgeschrittenen Alter der strengen Lehrdisziplin unterwerfen zu wollen, rühren den Lehrerinnen zufolge aus einem Gefühl des Defizits: »Die Frauen wollen ihr Gebet verbessern.«⁹ Viele erklären dazu, dafür nie Zeit gehabt zu haben, weil sie immer arbeiten mussten und im Übrigen schon als Kind nichts über Religion beigebracht bekommen hatten. Was sie indes brauchen, um die Aufgabe zu bewältigen, ist genügend Freizeit. So sind es entweder die Frauen im Rentenalter oder die ganz jungen Mütter, die vormittags im Unterricht zu finden sind, bevor die Kinder aus der Schule kommen. Mit ihren Elternabenden organisieren die *Hocas* also weibliche Bildungsnetzwerke, die von der Verantwortung der Mütter als Sozialisationsinstanz geprägt und legitimiert werden.

Ausgehend von diesem Unterricht bilden die Frauen informelle Studienkreise, und zwar freiwillig, wie die *Hocas* sagen. Damit meinen sie, dass sie über diese Frauen keine Supervision oder Kontrolle ausüben. In diesen Kreisen wird zunächst gemeinsam der Stoff wiederholt und auswendig gelernt. Manche Gruppen hören zusätzlich beim Kinderunterricht zu, um so die eigene Aussprache zu verbessern. Dadurch wird der Weg zum *Tedjwid* (arab. *Tağwid*), der melodischen Intonation des Korantextes, verkürzt. Im Laufe der Zeit entwickeln sich zudem Gesprächszirkel, in denen die Frauen über ihren Alltag reden und sich über Probleme austauschen. Die Kreise bieten den Teilnehmerinnen also eine Möglichkeit, sich in einem sozialen und religiösen Netzwerk zu engagieren, das über das

9 Interview mit F/SG 9 vom 2.II.2000.

Netz der Verwandtschaftsbeziehungen hinausreicht. Bildung ist dazu der erste Schritt, der zudem über die Erziehungsverantwortung für die Kinder legitimiert werden kann.

In vielen Moscheen – in München, Duisburg, Rotterdam und auch Berlin – wurden in den letzten zehn Jahren für die Frauen getrennte Gruppen für Erwachsenenbildung eingerichtet, die in der Folgezeit einen explosionsartigen Zuwachs erfuhren. In diesen Gruppen erlernen die Erwachsenen, ebenso wie die Kinder, die arabischen Buchstaben sowie kleine Passagen aus dem Koran, die sie für ihr Gebet benötigen. Für viele der älteren Frauen sind es oft die ersten Buchstaben, die sie überhaupt in ihrem Leben meistern. Alle *Hocas* berichteten, dass diese Frauen sich mit Begeisterung auf ihre Aufgabe stürzen und die Konzentration hoch ist. Alle, auch diejenigen unter ihnen, die als Analphabetin den Kurs beginnen, machen schnell Fortschritte. Eine Stimmung, etwas versäumt zu haben, das nun endlich nachgeholt werden kann, herrscht vor. Was den Unterricht attraktiv macht, ist der Zugang zum Wissen. Der »Verband der Islamischen Kulturzentren« bietet den Frauen mitunter eine Möglichkeit, sich selbstständig im religiösen Bereich zu orientieren sowie die Perspektive, irgendwann auch in der Lage zu sein, selbstständig über die Regeln, die das eigene Leben bestimmen, nachdenken zu können. Damit macht der VIKZ ein Angebot, dass nicht, zumindest nicht auf derselben Ebene, in anderen türkischen Moscheen existiert. Die schnell wachsende Zahl von Teilnehmerinnen weist darauf hin, dass für dieses Angebot auch eine Nachfrage existiert.

Von dort wäre der Schritt zum zahlenden Mitglied nicht mehr weit. Aber nur wenige Frauen treffen diese Entscheidung. Wer Mitglied werden will, füllt ein Formular aus und überweist einen Monatsbeitrag. Mit diesem Beitritt erhält man das Stimmrecht für den örtlichen Vorstand und kann sich auch selbst zur Wahl stellen. In der Regel sind es die männlichen Haushaltsvorstände, die diese Aufgabe übernehmen, weil sie es auch sind, die zu Hause das gemeinsame Bankkonto verwalten. Aus diesem Grund setzen sich ca. 90 Prozent der Mitglieder aus Männern zusammen. »Pro Familie reicht eine Person«, heißt es da zur Erklärung. Die Formulierung deutet auf eine Praxis hin, in der sich sowohl Männer als auch Frauen im Verband einbringen und als engagierte Mitglieder auftreten, der Mann aber das formale Stimmrecht erhält. Auf der informellen Ebene knüpft der Verband an die Familienstruktur an und geht davon aus, dass die wichtigsten Entscheidungsfindungen, die der Vorstand anschließend auszuführen hat, zuerst in der Familie stattfinden. Auf dieser Ebene haben die Frauen durchaus Mitspracherecht, zum Beispiel wenn es um die Planung und Einrichtung einer neuen Moschee geht. Der *Hizmet*, die Verpflichtung, der

Gemeinde zu dienen, gehört nicht zum Entscheidungsbereich des Vorstandes.

Die Familienstruktur wird zwar überall bevorzugt, dennoch gibt es eine kleine Gruppe von Frauen, die individuell Mitglied werden. Diese Gruppe setzt sich aus geschiedenen, allein stehenden und jungen, noch nicht verheirateten Frauen zusammen und umfasst ca. zehn Prozent der Mitglieder. Im Prinzip hätten auch sie das Recht, ihre Stimme einzubringen oder sich zur Wahl zu stellen, aber in der Praxis mischen sie sich nicht ein. Unabhängiges und selbstbewusstes Auftreten von Frauen ist »irgendwie nicht gewünscht«,¹⁰ und die meisten Imame fördern auch nicht, dass die Stimmen dieser Frauen lauter werden. Junge Frauen bringen auch dann, wenn ein neuer Vorstand gewählt wird, ihre Stimme nicht ein: einmal, weil ihnen der Ablauf nicht vertraut ist, dann aber auch, weil sie nicht wüssten, wen sie wählen sollten. Diejenigen, die sich zur Wahl stellen, rekrutieren sich ausschließlich aus dem Männeraum und die Kombination von Geschlechtertrennung und Mündlichkeit verhindert in diesem Fall, dass sie etwas über die Kandidaten wissen.

Warum werden sie dennoch Mitglied? Eine junge Frau in München sagt rückblickend: »Es war wie auftanken. Hier holte ich die Kraft, die ich dann hinterher in der Schule wieder abgab.«¹¹ Und eine geschiedene Frau, die alleine aus der Türkei nach Deutschland gekommen war und sich mit ihren zwei Töchtern durchgeschlagen hatte, meinte: »Wenn ich früher gewusst hätte, dass es so etwas gibt, wäre ich eher hingegangen. Dann hätte ich nicht soviel Leid und Probleme gehabt, wie es dann gekommen ist.«¹² Solche Aussagen stehen nicht für sich. Sie verraten, dass die Frauen im Gemeindeengagement Sicherheit und damit eine Stärkung der Identität erfahren. Mitglied wurden sie nur deswegen, weil sie als Gegenleistung »ihre« Gemeinde auch finanziell unterstützen wollten. Ausschlaggebend war *Rābīṭa*, das Band des gegenseitigen Respekts und Vertrauens. Mitspracherecht hatten die meisten noch gar nicht in Erwägung gezogen.

Das bedeutet, dass sich örtlich Gemeinden bilden mit Männern, die formal Mitglied sind und monatliche Abgaben errichten, und mit Frauen, die zum größten Teil nur ein informelles Mitspracherecht haben, sich dennoch zugehörig fühlen und sich für »ihre« Moschee einsetzen. Die Mitgliedschaft wird mit anderen Worten entweder formal vollzogen oder

10 Telefongespräch mit F/SG 4 vom 22.II.2000.

11 Interview mit F/SG 6 vom 28.I.2000.

12 Gespräch mit F/SG 5 vom 4.I2.1999.

informel in Anspruch genommen. Für beide Geschlechter ist das innere Band entscheidend und das bringt ein doppeltes Engagement mit sich, das unterschiedlich eingelöst wird. Einmal helfen Mitglieder ihrer Gemeinde, das Bildungsziel zu verwirklichen. Dieser Aufgabenbereich ist nach Geschlechtern verteilt und umfasst Renovierungs- und Bauarbeiten ebenso wie Kochen und Nähen für den monatlichen Bazar. Mit dem Gewinn aus solchen Basaren sichern sich die Frauen zudem eine unabhängige Geldquelle, aus der sie regelmäßig für die Moschee spenden, nicht um einer formalen Verpflichtung nachzukommen, sondern auf Grund einer Bindung, auf die sie stolz sind.

Diese Familien, die kollektiv Mitglieder sind, bilden meistens auch die Teilnehmer eines Gebetskreises. Auch hier nehmen wiederum nicht alle Frauen teil. Das liegt nicht am fehlenden religiösen Engagement, sondern eher daran, dass es sehr viel Zeit erfordert, und die Gebetskreise sich zudem stets nach 18.00 Uhr treffen, zu einer Zeit, in der die meisten Mütter zu Hause sein müssen. Die *Hocas* bemerken, dass die Frauen die zusätzlichen Gebete trotzdem bei sich zu Hause durchführen. Das hat ihre Zustimmung. In der religiösen Sicht der *Hocas* heißt es: »So kommt *Maneviat* auch in die Haushalte.« Mit anderen Worten, die Mitgliedschaft, obwohl meistens nur vom männlichen Haushaltsvorstand formal übernommen, erfordert von beiden Partnern ein finanzielles, physisches und religiöses Engagement, das auf unterschiedliche Weise eingelöst wird. Sie beruht auf der Basis von Freiwilligkeit. »Zwingen kann man die Leute nicht«, sagt mir ein *Hoca*, der eine kleine Nachbarschaftsmoschee leitet.¹³ Von den 80 Mitgliedern in seiner Gemeinde kennt er nur 40 Männer. Ob deren Frauen sich auch beteiligen, ist ein Wissen, dass ihm wegen der Geschlechtertrennung verwehrt bleibt. Was er aber mit Sicherheit sagen kann, ist, dass sich zehn von 40 aktiven Mitgliedern im Gebetskreis engagieren. Auf der Frauenseite ist das Verhältnis anders gewichtet. Von den 100 oder mehr Frauen sind nur wenige offiziell Mitglied, alle erscheinen aber regelmäßig, um an den Unterrichtsgruppen teilzunehmen. Nur wenige, vielleicht acht oder zehn, beten auch regelmäßig im Gebetskreis mit.¹⁴

Sind denn die Frauen in dieser Gemeinschaft religiöser als die Männer? Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. Was sich sagen lässt, ist, dass ihr Zugang zu der Gemeinschaft ausschließlich durch die religiöse Bildung bestimmt wird. Die Bildung ist ihr Aufstieg. Sie ergibt sich aus der

13 Telefongespräch mit M/SG 9 vom 22.II.2000

14 Interview mit F/SG 9 vom 2.II.2000.

Erziehungsverantwortung für die Kinder und wird von dieser legitimiert. Für Männer wird keine Erwachsenenbildung angeboten, obwohl es, wie die Frauen aus der Ferne sehr wohl beobachten, inzwischen viele Rentner und Arbeitslose mit genügend Freizeit gibt. Warum das so ist, warum die Männer kein Verlangen verspüren, um sich, wie sie, religiös weiterzubilden, können sich weder die Lehrerinnen noch ihre Schülerinnen erklären. Ihre Wahrnehmung fasst mitunter nur die fehlende Nachfrage ins Auge und damit jene Gruppe von Männern, zu der oft auch der eigene Ehemann gehört. »Die können sich nicht konzentrieren« oder »Kein Interesse« sind die am häufigsten gehörten Kommentare. Warum aber auch die Organisation sich nicht besonders um die Einrichtung von religiöser Bildung für erwachsene Männer bemüht, ist eine Frage, die sie sich nicht stellen. Den Männern stehen aber nach wie vor andere Formen der Vergemeinschaftung offen. Auch wenn inzwischen alle VIKZ-Moscheen in Männer- und Frauenräume aufgeteilt wurden, in denen Männer und Frauen getrennt zusammenkommen, um zu beten, um sich gegenseitig zu informieren oder gemeinsam eine Arbeit in Angriff zu nehmen, sind Verwaltung und Repräsentation nach wie vor Männerdomäne. Beides bietet Männern eine Karrieremöglichkeit, die sich anders gestaltet und auch andere Horizonte öffnet als für Frauen. Zuweilen gipfelt es in eine Karriere im internen Verwaltungsbereich, die das religiöse, von *Hizmet* geprägte Engagement längst hinter sich gelassen hat.

Fürs Erste ist festzuhalten: In der Süleyman-Gemeinschaft gibt es sehr viele Frauen. Der größte Teil nimmt die Bildungsangebote wahr, ohne Mitglied zu sein. Die Frauen nehmen an einem Unterricht teil, der ursprünglich nur für Kinder gedacht war. Manchmal lernen sie noch mit diesen zusammen; immer öfter aber werden für sie getrennte Gruppen eingerichtet. Die religiöse Bildung ist ihr Weg nach oben und ihre Möglichkeit, weibliche Bildungsnetzwerke ins Leben zu rufen. Die meisten von ihnen gehören Familien an, in der der männliche Haushaltsvorstand die Mitgliedsbeiträge entrichtet und in der Gemeinde an den Entscheidungen beteiligt ist. Die Frauen wiederum üben zu Hause Einfluss auf die Entscheidungen aus, aber nur, wenn sie die Frauenbereiche betreffen. Sie unterstützen zudem »ihre« Moschee auf vielfältige Weise, u. a. durch ein regelmäßiges Arbeitsengagement und die Organisation von Basaren, mit deren Ertrag auch sie einen finanziellen Beitrag leisten. Die Frauen praktizieren also etwas, das man indirekte Mitgliedschaft nennen könnte. Ihre Reflexion über das formale Stimmrecht erwies sich hingegen als unbegehbare Gelände. Die meisten Befragten hatten sogar Mühe, meine Fragen zu ver-

stehen.¹⁵ Dem Gedanken, direkten Einfluss auf die Verwaltung und Repräsentation der Organisation nach außen auszuüben, wurde von ihnen kaum Bedeutung beigemessen.

Wie lässt sich nun die weibliche Öffentlichkeit bestimmen? Wo befindet sich der Ort der Frauen? Die Einbeziehung durch die Annahme der spirituellen Verbindung (*Rābiṭa*) schafft ein Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern, da beide ein religiöses Engagement eingehen und ihrer Gemeinschaft dienen wollen. Sie legitimiert eine weibliche Öffentlichkeit als Teil der gesamten Öffentlichkeit. Ihr Wunsch nach religiöser Bildung hat den Frauen zudem einen Platz am Rande der *Da'wa*-Arbeit eingeräumt. Damit nehmen sie zwar numerisch einen breiten Platz ein, aber einen, der unermüdlich von sich weg auf den Fokus der Gemeinschaft verweist. Der Fokus kann wiederum nur »die Zukunft der Kinder« sein (s. Kap. 6). Das Zentrum dieser religiösen Organisation befindet sich indes dort, wo Charisma und Verwaltung aufeinander treffen. Das ist derjenige, der – wenn auch in abgeschwächter Form – die spirituelle Kontinuität darstellt, die für die Gemeinschaft lebensnotwendige Inspiration, die über diese bis in die Gegenwart geleitet wird, durch eine angemessene Verwaltung garantiert (s. Kap. 4). Das aber ist eine exklusive Männerdomäne. Die Frauen haben an dieser Verknüpfung von charismatischen und verwalterischen Aufgaben keinen Anteil. Damit bilden sie weder den Fokus noch das Zentrum. Ihr Ort befindet sich dazwischen, oder, wie sie ihn wahrnehmen, »im Außendienst«.

5.4 Die Grenzen der Kommunikation

Als im Sommer 2000 organisatorische Maßnahmen bekannt wurden, die praktisch jede Leitungsstruktur der europäischen VIKZ-Moscheen aus ihren Angeln hob (s. Kap. 4), stellten die Frauen mit Erleichterung fest, dass sie nicht von den Änderungen betroffen waren. Abgesehen von den »eingespielten Ehepaaren« konnten die Frauen auch nicht betroffen sein, sagte mir der Berliner Vorstandsvorsitzende. Auf der Ebene des regionalen und überregionalen Vorstandes befanden sich nun mal keine Frauen, daher

15 Meine Fragen lauteten: Wie wird man Mitglied? Wie viele Mitglieder (Männer und Frauen getrennt) gibt es in Ihrer Moschee? Ich stellte sie etwa einem Dutzend *Hocas* (Männer und Frauen).

blieben sie auch – in seinen Augen gewissermaßen naturgemäß – von jeglicher Neustrukturierung verschont.¹⁶

Beinahe wäre es anders gekommen. Beinahe wäre den Frauen ein erweiterter Platz in der Organisation eingeräumt worden, der den *Mahram*, den selbst verwalteten Frauenraum, nicht gesprengt, aber doch erheblich erweitert hätte. Ein Jahr zuvor hätte sich die Unsichtbarkeit der Frauen auf organisatorischer Ebene noch fast zum Problem ausgewachsen. Im Zeichen und Zeitalter der Öffnung zur europäischen Außenwelt und wahrscheinlich auch unter dem Druck der Anfeindungen derselben Außenwelt, die überall öffentlich verlauten ließ, islamische Organisationen seien frauenfeindlich, wünschte man sich in der Leitungsetage des VIKZ nunmehr eine aktive Beteiligung der »Damen«, und zwar auf allen Ebenen. Die Männer, die diese Entscheidung über die Köpfe der Frauen hinweg getroffen hatten, konnten die Frauen aber nicht mobilisieren. »Warum nicht?« fragte mich der Generalsekretär im Sommer 1999 und bekannte, es sei ihm »ein Rätsel«. Die Aufforderung schlug inzwischen Wellen. In Hamburg überlegten sich die Frauen, einen »Frauenverband der Islamischen Kulturzentren« zu gründen. Aber der Generalsekretär wies diesen Vorschlag sogleich vehement von der Hand: »Schmeckt mir nicht! Gleich sollen wir auch noch einen Männerverband gründen müssen!« »Die Frauen«, meinte er zu mir, »sind schon mitvertreten. Sie müssen lediglich aktiver werden.« Wo genau, darüber war er sich aber im Unklaren: »Vielleicht mehr im Bildungswerk.«¹⁷

Die Leiterin der Frauenausbildung, die während dieses Gesprächs schweigend zuhörte, kommentierte später: »Das Problem liegt auch bei uns Frauen. Wir sind zu passiv.« Sie machte sich schon länger Sorgen darüber und wollte nun dem Direktor einen Vorschlag unterbreiten, der die Frauen zu mehr Aktivität anregen würde. Auch die Leiterin der Akademie, die einzige Frau mit einer Ausnahmeposition in der Organisation, hatte ihr bereits vorgeschlagen, für alle Frauen zuerst einmal Qualifizierungskurse einzurichten, »damit wir mitmachen können«. Die Entwicklung einer Verwaltung mit Binnendifferenzierung, Entscheidungsstrukturen und genau abgezielten Verantwortungsbereichen hatte sich bis dahin weitgehend außerhalb ihres Gesichtsfeldes abgespielt. Das erschwerte nun die Überlegung, was man denn machen könne, erheblich. Aber die Zwiespäl-

16 Interview mit M/SG 15 vom 13.09.2000.

17 Interview mit M/SG 4 vom 31.7.1999.

tigkeit der Lage war der Lehrerin, die sich in ihrem eigenen Bereich bestens auskannte, durchaus bewusst: »Der Generalsekretär will keine Frauen in der Organisation. Der will alles selbst ausgedacht haben.«¹⁸

Ein Jahr später waren die vorsichtigen Bestrebungen, die Frauen für die Führungsetagen zu werben, bereits hinfällig geworden. Der Führungswechsel hatte inzwischen einen Mann an die Spitze der Organisation gebracht, der sich Frauen ausschließlich im *Mahram* vorstellen konnte. Ihm zufolge haben Frauen außerhalb dieses Raums »nichts zu suchen oder zu sagen«.¹⁹ Ihr Zugang zur Öffentlichkeit, ob nun der männlich geprägten Öffentlichkeit eines Vorstandes oder der geschlechtsneutralen Öffentlichkeit der Mehrheitsgesellschaft, stellte er mit dem Wort »unwürdig« an den Pranger.²⁰ Damit war der zögerliche Versuch, den Ort der Frauen innerhalb der Organisation zu erweitern, vorläufig beendet. Damit war aber auch der Ausnahmeposition der einzigen Frau in der Gemeinschaft, die mit Öffentlichkeitsaufgaben im Bereich des interreligiösen Dialogs betraut worden war, ein jähes Ende bereitet.

Frauen besitzen jedoch ihre eigenen Räume und innerhalb dieser Grenzen sind sie autonom. Die Lehrerinnen entscheiden zum Beispiel selbst darüber, wie oft sie sich treffen, und worüber sie miteinander sprechen.²¹ Was diese religiöse Kommunikation angeht, bildet die Geschlechtertrennung sicherlich einen Vorteil. Sie erlaubt es, diesen Lehrerinnen ihren männlichen Gegenspielern ebenbürtig, manchmal aber auch überlegen zu sein, weil sie sich ihre eigenen Themen setzen können und die Texte in ihrem eigenen Tempo studieren. Schließlich trauen sich diese Frauen, eben weil keine Männer dabei sind, jede Einzelheit zu hinterfragen, was mitunter wesentlich zum Verständnis des Inhalts beiträgt.²² Auch organisatorische Entscheidungen wie die, Kurse für Erwachsene einzurichten oder aber einen Basar zu organisieren, um Geld für die Gemeinde zu sammeln, liegen bei den Frauen. Nur wenn mit solchen Entscheidungen eine erweiterte Raumnutzung nötig wird, stoßen sie buchstäblich an ihre Grenzen.

Die Raumverwaltung, die Verwaltung der Finanzen sowie die Außenkontakte fallen allesamt in den männlichen Zuständigkeitsbereich. Die

18 Interview mit F/SG 2 vom 31.7.1999.

19 Interview mit F/SG 4 vom 19.9.2000.

20 Ebenda.

21 Ebenda.

22 Ebenda.

Verwaltung bildet gewissermaßen den Schlüssel zum Funktionieren der Gemeinschaft. Sie verwaltet an allererster Stelle das Charisma des Gründers und wacht über die Ziele, die dieser damit verband. So hat sie unter anderem dafür zu sorgen, dass in jeder neu eingerichteten Moschee den Frauen ein kompletter Bereich mit Moscheeraum, Unterrichtsräumen, Wascheinrichtung und Küche zur Verfügung gestellt wird. Sie entscheidet aber auch darüber, ob die Frauen besondere Räume – zum Beispiel für den Basar – oder außerordentliche Zuwendungen – zum Beispiel für einen neuen Teppich – bekommen, damit diese ihre Vorhaben verwirklichen können. Schließlich bestimmt die Verwaltung die Voraussetzungen der Kommunikation, sowohl die verbandsinterne als auch die zur Außenwelt.

Auf der Verwaltungsebene hat die Geschlechtertrennung für eine asymmetrische Achse gesorgt. An deren einem Ende befinden sich fachlich ausgebildete männliche Führungskräfte, in deren Händen alle Entscheidungen liegen, die die Gemeinschaft betreffen, die aber auch über die Art und Weise bestimmen, wie die interne Kommunikation abläuft. Am anderen Ende befinden sich diejenigen, für die die Entscheidungen gelten, nämlich die Frauen und Kinder. Sie befinden sich außerdem am unteren Ende eines Nachrichtensystems, dessen oberes Ende in der Verwaltung zu finden ist. Die Geschlechtertrennung bildet indes die Basis dieses Systems. Der Weg, den eine Mitteilung nehmen muss, um von den Verwaltungsetagen bis in die Frauenräume zu gelangen, ist an viele Bedingungen gebunden. Jede Kommunikation basiert auf der oralen Tradition und stellt somit ein Abenteuer dar, über deren Gelingen sich wundert, wer nicht mit den Grundbedingungen einer Kultur der Mündlichkeit vertraut ist. Wenn alle Bedingungen jedoch erfüllt sind, findet Kommunikation statt.

Der wichtigste Informationsaustausch zwischen den Geschlechtern findet ein Scharnier in der Ehe, nämlich in der Kommunikation zwischen Mann und Frau. Darüber hinaus fließt ein sehr viel dünnerer Informationsstrom vom männlichen Haupt-*Hoca* zum weiblichen Haupt-*Hoca*. Normalerweise funktioniert die Frau des Haupt-*Hocas* als dessen Überbringerin, indem sie Neuigkeiten an die weiblichen *Hocas* weiterleitet, die sie dann im Gebetskreis mitteilen. Der Gebetskreis ist damit auch ein wichtiges Zentrum der Nachrichtenverbreitung. Wer nicht an ihm teilnimmt, weiß, dass er oder sie bestimmte Informationen erst Tage später erfahren wird.

Ein Beispiel soll dies veranschaulichen. Der Berliner Hauptimam bespricht sich jede Woche mit seinen zwölf männlichen *Hocas*. Sie haben einen Studienkreis gebildet, in dem die anfallenden Probleme besprochen werden. Der Studienleiter gibt den Stoff vor, den die Kinder unbedingt er-

lernen müssen, und die *Hocas* erzählen, was in ihrer eigenen Gruppe passiert, und wo Probleme auftauchen. Ein ähnlicher Austausch zwischen dem Hauptimam und den ca. 25 weiblichen *Hocas* existiert nicht. Die Frauen bilden ihren eigenen Studienkreis, den sie autonom gestalten. Ihr Kontakt zu den Entscheidungsträgern verläuft lediglich über den eigenen Ehemann oder aber über die Ehefrau des Hauptimam. Mitunter müssen alle neuen Informationen diesen Weg gehen, um zu den Frauen zu gelangen.

Im Notfall kann immer ein direkter Kontakt per Telefon hergestellt werden, aber in der Praxis wird erstaunlich wenig davon Gebrauch gemacht. Das liegt daran, dass oft beide Ehepartner für die Organisation arbeiten und auch die sonstigen Verwandtschaftsbeziehungen eng miteinander vernetzt sind. Der Informationsfluss von oben nach unten funktioniert dadurch schnell und zuverlässig. Andererseits ist es den Frauen unmöglich, Einfluss auf Entscheidungen zu nehmen, der einen größeren Radius hat als der Einfluss einer Ehefrau auf die Beschlüsse ihres Mannes. Dennoch, oder vielleicht deshalb sind es die Ehepaare, die das Gesicht der Süleyman-Gemeinschaft bestimmen. Überall örtlich bilden der Hauptimam und seine Ehefrau eine hierarchische Achse, die die kommunikative Trennung, die eine Geschlechtersegregation mit sich bringt, überwinden. Diese Ehepaare ermöglichen, dass beide Seiten der Ausbildung in strenger Trennung voneinander verwirklicht werden können und die Information in die vorgesehene Richtung fließt. Vor allem dort, wo in den letzten Jahren Internate eröffnet wurden und die interne Kommunikation noch einmal eine Verdichtung erfuhr, entfalteten solche Ehepaare ihre Wirkung.

Die Gemeinschaft hat eine lange Erfahrung mit der oralen Tradition. Sie ist ihr gewissermaßen eingeschrieben. Bereits Süleyman weigerte sich, ein schriftliches Erbe zu hinterlassen und setzte damit die Weichen für eine religiöse Kommunikation, die weitgehend auf Mündlichkeit beruht. Die Kommunikation, die sich aus den Verwaltungsaufgaben ergibt, schließt sich hier an. Eine Zeit lang wurde mit dem internen Mitteilungsblatt *Anadolu* experimentiert. Es wurde 1981 aus dem Verkehr gezogen, nachdem der damalige Kölner Hauptimam in seinen Beiträgen all zu kämpferische Töne anschlug und damit der Außenwelt eine Angriffsfläche bot, die dem Verband erheblich schadete (s. Kap. 3). Seitdem verläuft alle Kommunikation wieder mündlich. Wo sie funktioniert, beruht sie auf einem intakten Netz persönlicher Beziehungen, die eine Nähe zum Verwaltungszentrum erlauben. Für diejenigen *Hocas*, die sich in der Nähe der Entscheidungsträger befinden, ist das Resultat dieser Kommunikation darum befriedigender als für die, die vom zufälligen Weitererzählen abhängig sind.

Für die Frauen, die am weitesten von den Verwaltungsetagen entfernt sind, erweist sich der Informationsfluss zuweilen als unzuverlässig.

Ein Beispiel misslungener Kommunikation mit der Außenwelt bildet der Besuch der »Katholischen Akademie« in der Berliner Frauenmoschee »Valide-i-Sultan« in November 1999. Der Berliner Verband pflegte in dieser Zeit einen Gedankenaustausch mit einem Kreis von interessierten Katholiken, die sich in der »Katholischen Akademie« zusammengefunden hatten. Bevor dieser Besuchstermin vereinbart wurde, hatten schon gegenseitige Besuche stattgefunden. So hatte ein Teil der Laiengemeinschaft einer katholischen Messe beigewohnt, und der katholische Kreis hatte bereits der Berliner Hauptmoschee des Verbandes einen Besuch abgestattet. Zudem war im September eine gemeinsame Vortragsreihe gestartet worden. Auch wenn die Aktivitäten sich intensivierten, bedeutete das noch nicht, dass alle Familien auch über diese Kommunikation mit der Außenwelt informiert waren. Die Außenkommunikation spielte für die religiöse Binnenkommunikation keine Rolle und kam nur dann zum Tragen, wenn Besuche verabredet wurden, die die Anwesenheit einer größeren Zahl Mitglieder voraussetzten. In jedem Fall betraf sie stets nur eine kleine Zahl der Gläubigen.

Der Berliner Verband hatte sich mit der Außenkommunikation, die im Rahmen der Öffnung zur Außenwelt gute Beziehungen zu den Kirchen ansteuerte, auf Neuland, und auch ein wenig auf Glatteis begeben. Tatsächlich gab es innerhalb des Verbandes sehr wenig Erfahrung, auf die man zurückgreifen konnte, um die Anforderungen des nichtmoslemischen Gesprächspartners einschätzen zu können. Der zuständige Verwaltungsleiter versuchte, den Fragen seines Gegenübers so gut wie möglich gerecht zu werden, ohne eine Möglichkeit des Vergleichs, ohne aber auch über die geeigneten Mittel zu verfügen, die Anforderungen und Errungenschaften des interreligiösen Dialogs im Innern der Gemeinschaft weiterzugeben. Der am besten funktionierende Informationsweg der Gemeinschaft, nämlich die Kommunikation in der Ehe, war dafür nicht geeignet. Einmal nahmen zu wenige VIKZ-Mitglieder an dem Austausch teil und im Übrigen war eine vorherige Konsensbildung nötig, um die neue Außenkommunikation in ihrer Neuheit zu begreifen und als Information weiterzuerzählen. Die Frage nach der Gleichberechtigung der Geschlechter innerhalb seiner Gemeinschaft hatte er im Sinne des religiösen Ideals interpretiert, sich aber nicht klargemacht, dass eine solche Gleichberechtigung auf der organisatorischen Ebene nicht existent war. Er hatte ebenfalls nicht realisiert, dass die Frage der Gleichberechtigung für seine Gesprächspartner und -partnerinnen eben diesen Umgang ins Auge fasste. Der Verwaltungsleiter war,

könnte man rückblickend sagen, in all diesen Dingen ahnungslos und unreflektiert.

Was dann passierte, wäre vielleicht für erfahrene Dialogpartner vorhersehbar gewesen, für einen Neuling aber nicht: Das erprobte System der mündlichen Binnenkommunikation war dem Ansturm der neuen Informationen nicht gewachsen und brach im entscheidenden Moment zusammen. Die Frauen der Frauenmoschee, die das Ziel des Besuches bildeten, erfuhren dadurch eine böse Überraschung.

Im November 1999 machten sich eines Abends 100 katholische Männer und Frauen auf, um auf Einladung des Distriktsvorstehers die Frage, ob moslemische Frauen nun diskriminiert wurden oder nicht vor Ort in der Frauenmoschee mit den dort anwesenden Frauen zu diskutieren. Eine der Lehrerinnen berichtete später:

»Ramazan *Hoca* [der Hauptimam, GJ] hat es uns zwei Tage vorher gesagt, aber ich hatte den Eindruck, es ging um einen kleinen Empfang, bei dem wir den Besuchern dann hinterher eine Führung durchs Haus geben würden. Aysegül hier hörte erst eine halbe Stunde vorher, dass sie auch etwas sagen sollte. Und die redet doch nicht so gut Deutsch! Die ist ja gerade aus der Türkei zurück, da hat sie ihr Deutsch ein bisschen verlernt. Andere Frauen können doch viel besser reden, vor allem die *Hocas* vom Hermannplatz, die machen alle eine Berufsausbildung nebenher. Das Schlimmste für uns war aber, dass er [der Distriktsvorsteher, GJ] alle männlichen *Hocas* mitgebracht hatte. Die saßen da und grinsten. Und ich dachte mir, die lachen sich einen ab, die können jetzt sehen, dass wir versagen!«²³

Zu der Zeit bestand das größte Problem der Binnenkommunikation des Berliner Verbandes wohl darin, dass es auf der Frauenseite keine Haupt-*Hoca* mehr gab, eine ältere Frau mit einer langen Predigterfahrung, die die Sache notfalls auch mit ein wenig Improvisationstalent in die Hand hätte nehmen können. So waren diese weiblichen *Hocas*, alle zwischen 21 und 23 Jahre alt und die meisten noch unverheiratet, schon seit einiger Zeit auf sich gestellt. Sie führten den Unterricht durch, unterhielten aber, auch wegen der fehlenden Eheverbindungen, kaum Kontakte zu der restlichen Organisation, geschweige denn zur Außenwelt. Die Ehefrau des damaligen Haupt-*Hoca* war der deutschen Sprache nicht mächtig und hatte dadurch die Dynamik der Außenkommunikation nicht wahrgenommen. Jedenfalls scheint ihr Mann ihr im entscheidenden Moment nichts gesagt zu haben,

23 F/SG 7 vom 25.II.1999.

und so hatte es über diese sonst zuverlässige Quelle keine Informationen gegeben. Aber der Hauptimam hielt sich aus dem interreligiösen Dialog weitgehend zurück, weil auch er der Sprache nicht mächtig war. Allerdings sollte dabei bedacht werden: Hauptimame sind lediglich für die spirituelle Seite zuständig und konzentrieren sich völlig auf den Unterricht. Die sich schnell entwickelnde Dynamik mit der »Katholischen Akademie« fiel nicht in seinen Zuständigkeitsbereich und konnte ihm auch deswegen leicht entgangen sein. So kam eins zum anderen. Die Lehrerinnen erreichte die entscheidende Information zu spät, und es fehlte ihnen an Vorbereitungszeit. Noch gravierender für sie erwies sich die Tatsache, dass der Distriktsvorsteher den guten Außenbeziehungen Vorschub leistete und dabei gleich mehrere Grenzen zwischen den Geschlechtern verletzte. Später erklärte er mir:

»Ich hab's denen bereits vor zwei Monaten gesagt, aber die hatten gedacht, es ginge um eine Besuchergruppe oder so, die sie nur herumführen sollten. Ich hatte es Ramazan *Hoca* noch 'mal zwei Tage vorher gesagt, aber die Frauen ... Schauen sie, ich habe heute Morgen die jungen *Hocas* mitgenommen in das Religionsgespräch mit den Kirchen und der jüdischen Gemeinde. Das ist gut für sie, dann sehen sie was, da lernen sie! Aber die Frauen kann ich nicht mitnehmen. Ich kann doch nicht bei jedem Gespräch die Schwester Y. [Leiterin der »Islamischen Akademie« in Köln, GJ] holen lassen? Unsere Frauen sollen auch lernen sich darzustellen, und das können sie doch bei solchen Gelegenheiten üben!«²⁴

Der Distriktsvorsteher hatte also Mitteilung über den geplanten Besuch gemacht, war sich aber gar nicht darüber im Klaren, dass die Information nicht angekommen war. In einer streng orthopraxen Glaubensgemeinschaft wie der »Verband der Islamischen Kulturzentren« sind Männer und Frauen vor dem religiösen Gesetz natürlich gleich, beide besitzen auch gleichen Zugang zu dem anderen Heilsgut, das durch die Spiritualität vermittelt wird. In der Praxis des Zusammenlebens und die Organisation des Verbandes gelten aber Regeln der Ungleichheit. Aber diese sind nicht oder kaum reflektiert. Dieses gleichzeitige Auftreten von ideeller Gleichheit und organisatorischer Ungleichheit kann man auch für eine Reihe anderer Religionsgemeinschaften feststellen. In dieser Glaubensgemeinschaft kommt noch hinzu, dass sie nicht thematisiert wird. Die reelle Differenz zwischen Männern und Frauen im Alltag verschwindet hinter der ideellen

24 Interview mit M/SG 15 vom 2.12.1999.

Gleichheit. Die unterschiedlichen Rollenmuster mit der daran geknüpften ungleichen Verteilung von Macht und Ohnmacht, Repräsentanz und Unsichtbarkeit, Nähe und Ferne zum Zentrum und eben der gerade beschriebene Zugang oder Nichtzugang zum internen System der Mitteilung werden als »natürlich« und vom Islam begründet hingenommen. Er war sich durchaus bewusst, dass die *Hocas* beiderlei Geschlechts eigentlich zuerst eine Schulung durchlaufen sollten, um überhaupt im interreligiösen Dialog kommunikationsfähig zu werden. Für die jungen Männer sah er allerdings Möglichkeiten vor Ort, Initiativen zu entfalten. Bei seinen Überlegungen, den Frauen ebenfalls eine Handreichung zu bieten, verwies er lieber auf die Zuständigkeit der Frauen selbst. Als er sich in die Situation gestellt sah, dass 100 Gäste kamen und die Frauen nicht vorbereitet waren, entschloss er sich, den Abend selbst zu gestalten:

»Herr T. hatte einen Tisch aufgestellt, dahinter stand er. Er redete ganz lange von den Frauen, dass sie bei ihnen gleichberechtigt wären, und dass die Stellung der Frau im Islam sehr hoch wäre. Links von ihm saßen junge Berliner Imame, die machten aber die ganze Zeit den Mund nicht auf. Rechts saßen die weiblichen *Hocas*. Sie guckten auf dem Boden und rückten immer mehr zusammen, bis ein Kreis entstanden war und man nur noch ihren Rücken sah. Dann übergab er nach ungefähr einer Stunde einer der Frauen das Wort. Die wurde rot, sagte ein paar Sätze, brach ab, sagte noch, »ich habe das erst eine halbe Stunde vorher gehört« und rannte aus den Raum.«²⁵

Das Debakel war damit komplett. Der Distriktsvorsteher hatte an diesem Abend die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern vorführen wollen. Er hatte keine Ahnung davon, was es bedeutet, über Gleichberechtigung zu reden und sich die ungleiche Lage der Frauen nicht realisiert. Das Bild, das sich den Besuchern indes bot, sagte das Gegenteil aus. Die Frauen, bereits in Verlegenheit gebracht durch den Ansturm der Besucher, waren erst recht blockiert durch die Anwesenheit junger unverheirateter Moslems. So rückten sie immer mehr zusammen, bis man nur noch ihren Rücken sah.

An dieser Stelle soll man sich noch einmal vergegenwärtigen, dass die Frauen, die es zur *Hoca* gebracht haben, überdurchschnittlich intelligent sind, bereits eine lange Sprachausbildung absolviert haben und auch ge-

25 F/A I (Besucherin) vom 26.II.1999.

lernt haben, als Predigerin in der Öffentlichkeit zu reden. An dem Abend wurde das nur den wenigsten Besuchern klar:

»Die armen Frauen! Niemand hatte ihnen vorher etwas gesagt. Dann kann man auch nicht erwarten, dass sie so auf einmal frei reden können. Hinterher, als die Führungen gemacht wurden, kam es dann doch gut. Dann haben die oben in ihren eigenen Räumen frei erzählt. Die konnten sich sehr gut ausdrücken. Wir haben das doch auch erst lernen müssen, wie man in der Öffentlichkeit auftritt!«²⁶

Man ist versucht zu sagen: Der »Verband der Islamischen Kulturzentren« hat mit der Einführung des interreligiösen Dialogs unter gleichzeitigem Festhalten an der Geschlechtertrennung ein wahrhaft unwegsames Gelände betreten. Tatsächlich war das Resultat eine öffentliche Beschämung der weiblichen *Hocas*. Die Frauen waren vorher nicht informiert und konnten auch nicht informiert sein, weil die Geschlechtertrennung es den Männern verbietet, einen direkten Kontakt aufzunehmen. Der Verantwortliche für den interreligiösen Dialog hatte Gleichberechtigung mit religiöser Gleichheit verwechselt und die Veranstaltung gutwillig, aber blauäugig inszeniert. Die Zusammenführung von unverheirateten Männern und Frauen in einem Raum und die große Verlegenheit, die dies auslöste, war ein Bauernopfer, um den Dialogpartner willens zu sein. Der Vorfall hat die Gemeinschaft zudem schneller an ihre kommunikativen Grenzen gebracht, als diese voraussehen konnte.

Im kollektiven Gedächtnis des Verbandes wurde nicht das Scheitern der internen Kommunikation festgehalten. Auch wurde die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der Organisation nicht danach thematisiert. Sondern dem Dialogverantwortlichen wurde alle Schuld in die Schuhe geschoben. Hinterher hieß es, er hätte die Frauen »ausgeliefert« und den fremden Christen bloß »vorgeführt«, um ihren Wünschen entgegen zu kommen. Diese Interpretation des Abends wurde dann allgemein von der Gemeinschaft akzeptiert. Sicherlich hat das Debakel dazu beigetragen, dass der Umschwung des Berliner Verbandes nach dem Tod des alten religiösen Führers – weg vom Dialog und Richtung Schließung – ein halbes Jahr später gewissermaßen leicht über die Bühne ging. Und eine letzte Konsequenz: Als etwa ein Jahr später die Gemeindewahlen ausgeschrieben wurden, wählten 85 Prozent der Gemeindemitglieder den Distriktsvorsteher als Vorsitzenden ab.

²⁶ F/A 4 (Besucherin) vom 28.II.1999.

Jede Kommunikation stößt an Grenzen; die mündliche bildet da keine Ausnahme. Wer indes die Regel des Spiels befolgt, kann auf sie rechnen. Und meistens gelingt es auch, die Synthese herzustellen, sonst hätte diese religiöse Gemeinschaft nicht reüssiert. Das Beispiel zeigt freilich die Bedingungen auf, die für ihr Gelingen Voraussetzung sind. Einmal fehlten wichtige Glieder in der Übertragungskette. Dann aber wurden Ereignisse in der Außenkommunikation nicht als Mitteilung wahrgenommen und konnten darum im ehelichen Nachrichtenaustausch auch nicht als Information weitergegeben werden. Die hohen Grenzen zwischen den Geschlechtern produzieren schließlich immer wieder Unterbrechungen im Informationskreislauf. Das führt zu einem Ungleichgewicht auf Kosten der Frauen. Die Lehrerinnen haben an dem Abend die Rechnung dafür bezahlt.

5.5 Unter Theologinnen

Im Dreieck der unterschiedlichen Bindungen verläuft die Einbeziehung von Männern und Frauen in der Süleyman-Gemeinschaft zwar asymmetrisch, aber der innovative Umgang mit der Ordensvergangenheit hat für Frauen neue Spielräume entstehen lassen. Süleyman schaffte das Scheichtum ab und begann gleichzeitig damit, seine Frau und seine beiden Töchter in den Koranwissenschaften zu unterrichten. Damit waren gleich mehrere Erneuerungen eingeleitet worden. *Rābiṭa*, die innere Verbundenheit mit dem Scheich, funktioniert auch heute, nachdem Süleyman das Scheichtum verabschiedet hatte, als wichtigstes Prinzip der Zugehörigkeit. Dagegen fällt die Einbeziehung durch Mitgliedschaft kaum ins Gewicht. Indem *Rābiṭa* auf die Gemeinschaft als Ganzes übertragen wurde, entstand in der religiösen Binnenkommunikation ein Raum, in dem Männer und Frauen gleich und gleichermaßen verpflichtet sind. Der gleiche Zugang zur Bildung und damit zum religiösen Expertentum hat den Weg zu einem neuen Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern eröffnet. Auf dieser Ebene sind die Frauen ihren männlichen Gegenspielern ebenbürtig und dienen auf gleiche Weise wie jene dem Ziel der Gemeinschaft, nämlich der Weitergabe der religiösen Tradition.

Das Auftreten religiöser Expertinnen ist keine Selbstverständlichkeit in der islamischen Welt. Die Sufi-Tradition kennt allenfalls charismatisch begabte Frauen, der gleiche Zugang zu den Koranwissenschaften blieb den

Frauen aber weitgehend verwehrt.²⁷ Die Sprachregelung für diesen neuen Expertentyp ist bezeichnenderweise noch schwankend. Innerhalb der Gemeinschaft spricht man von *Hoca* für beide Geschlechter. Auf der Ebene der Selbstdarstellung finden Übersetzungen wie »Gelehrte und Gelehrtenen« oder auch »Theologen und Theologinnen« Anwendung.²⁸ Einmal soll damit das alte persische Wort *Khwace* in seiner ursprünglichen Bedeutung von »Religionsgelehrten« wieder hergestellt und die türkische, eher pejorative Bedeutung von *Hoca* als »Dorfschullehrer« vergessen gemacht werden. Dann aber findet mit der zweiten Übersetzung eine versuchsweise Angleichung an die christlichen Theologen statt. Der Typus der religiösen Expertin, den diese Gemeinschaft zu produzieren in der Lage ist, bildet tatsächlich eine Mischung aus Religionslehrerin und Theologin, da sie die heiligen Texte beherrscht und selbstständig auszulegen imstande ist. Die Konsequenzen dieser Entwicklung sind vielfältig und sollen darum anderswo erschöpfender dargestellt werden.²⁹ Um einen Einblick in die Reichweite ihres Handlungsbereichs zu geben, möchte ich an dieser Stelle lediglich einen Reisebericht der damaligen Leiterin der Kölner Ausbildung wiedergeben. Daraus spricht ein Bewusstsein, das auf den selbstständigen Umgang mit den Texten zurückgeht:

»Am Ende des Fastenmonats hatte mein Vater für meine Schwester und mich unerwartet eine Reise in die Türkei gebucht. Wir sind nach Istanbul geflogen, weil, die Tochter unserer *Üstaz* gab einen *Sohbet*. Es war ganz toll für uns, dass wir dabei sein konnten. Es war so voll, wir saßen ganz eng aufeinander gepresst, sicher 500 Frauen zusammen.«³⁰

Süleymans noch lebende Tochter Ferhan, heute 70 Jahre alt, hat eine wichtige Vorbildfunktion für die weltweiten Frauengemeinden und wird von diesen hochgeschätzt und verehrt. Schließlich war sie seine erste Schülerin und heute kann sie aus einem Erinnerungsreservoir von beinahe 30 Jahren täglichen Umgangs mit dem Gründer schöpfen. Das ist weit mehr als auch die engagiertesten Schüler der 1950er Jahren vorlegen können. Außerdem

27 Schimmel 1982; Jamal 1988; Amri/Amri 1992; Hoffman-Ladd 1995; Böttcher 1998b, 2000.

28 Seminar für Islamische Theologie. Eine Informationsbroschüre zum Lehrgang, Selbstdarstellung des VIKZ 1999 (unveröff.).

29 S. Jonker und Sakaranaho 2003.

30 Interview mit F/SG 2 vom 12.4.1999.

war sie es, die die erste Frauenausbildung in Antalya mit ins Leben rief und dort die erste Generation weiblicher *Hocas* unterrichtete. Im einzigen Interview, das sie je gab, spricht eine strenge Stimme, darum bemüht, den Vater und die Leistungen seiner Schüler hervorzuheben.³¹ Sie prägte das Profil eines frommen und gelehrten Frauentyps, den man im europäischen Verband vor allem in der Gründergeneration wiederfindet. Mit ihren Lehrgesprächen, in denen ein Korantext ausgelegt und auf die eigene Situation angewendet wird, stellt sie sich auch der neuen Generation und gibt ihnen einen Weg vor, wie mit der Auslegung umzugehen sei. Für die jungen Frauen sind diese Lehrgespräche spirituelle, aber auch soziale Höhepunkte:

»Es war wichtig für mich, den anderen *Hocas* aus der Türkei zu begegnen. So haben wir erfahren, wie sie bestimmte Sachen machen. Zum Beispiel: Als wir auf die Tochter von Süleyman *Efendi* warteten, das waren vielleicht fünf Minuten, da sagten die: ›Laßt uns *Sohbet* machen, damit die Zeit nicht vergeudet ist, das hat der Prophet auch so gemacht.‹ Eine Frau rezitierte den *Ayet*: ›Gehorche, wer über Dich gestellt ist‹, und wir haben damit *Kiyās* gemacht. Also, wir sind der Frage nachgegangen, wie wir diesen *Ayet* auf uns selbst anwenden können. Und da wurde schon klar: Kemal Kacar ist über uns alle gestellt. Wir müssen ihm also gehorchen. Herr Akman ist über Europa gestellt, der ist unser Chef und wir tun, was er uns aufträgt. Aber ich bin über die Kölner Ausbildung gestellt. Was ich hier sage, dem müssen die anderen gehorchen. Deswegen treffen wir uns jede zweite Woche in der Frauenversammlung und was man dort nicht hat bereden können, darüber wird später telefoniert. Deswegen klingelt hier andauernd das Telefon. Hier ist mein Revier!«³²

Worum es an erster Stelle geht, ist die Fähigkeit, »den Koran auseinander zu nehmen und seine Wurzel bloß zu legen«, wie mir die Leiterin bei einer späteren Gelegenheit erklärte.³³ Dafür steht ihnen ein grammatisches System und eine philologische Methode zur Verfügung, um die Welt – ihre Welt – zu entziffern und sich ihre eigene Rolle darin klarzumachen. Ausgangspunkt für das Gelingen ist die Überschaubarkeit des Materials: »Die Menge des Wissens ist vorgegeben«, sagt meine Gesprächspartnerin. Das wiederum ist ein Glaubensgut, das dem Koran alle relevante Kenntnis (von Gott, von der Welt) zuschreibt.

31 *Aksiyon*, Sept. 1996 (2/93), S. 8-11.

32 Interview mit F/SG 2 vom 12.4.1999.

33 Gespräch mit F/SG 2 vom 20.7.1999.

Was aber nach wie vor offen ist und von jeder neuen Generation aufs Neue geklärt werden muss, sind die Anwendungen der offenbarten Sätze (*Ayets*) auf konkrete Situationen. Und hier kommt ihr Einsatz, nämlich daraus Konsequenzen für die eigene weibliche Situation abzuleiten (*Kiyās*). Das Resultat dieser Operation ist nicht von ungefähr. Es verlieh dieser jungen Frau – sie war damals erst 25 Jahre alt – eine vollkommene Entscheidungssicherheit, ihre Arbeit so zu machen, wie sie es für richtig hielt. Immerhin trug sie die Verantwortung für Leistung und Niveau der Ausbildung in allen westlichen Glaubensprovinzen, einschließlich Australien und den USA.

Die Möglichkeit, sich für eine religiöse Karriere entscheiden zu können, bedeutet für gläubige Moslems eine ungewohnte Situation, für die sie nur wenige Vorbilder haben. Auch die jüngste Generation der in Deutschland geborenen *Hocas*, die bereits vollständig von weiblichen Experten erzogen wurde, ist sich dessen bewusst. Noch ist nicht festgelegt, wie weit sie in der Auslegung gehen dürfen bzw. die Grenzen der weiblichen Domäne abgesteckt sind. Vor allem die europäische Situation hat neue Anforderungen an ihre Rolle gestellt und ihnen Fragen aufgegeben, die noch nicht beantwortet sind. Können Frauen sich im interreligiösen Dialog engagieren? Sollen sie sich auch sozialen Aufgaben widmen, die eine Vernetzung der Gemeinschaft mit der nichtmoslemischen Außenwelt ermöglichen würden? Wie schlägt man die so genannte Brücke zwischen religiöser Erkenntnis und profanem Wissen? Es sind Fragen, die die Vertorung und Durchlässigkeit des europäischen Verbandes als Ganzes betreffen. Die jüngste Entscheidung des neuen Direktors in Istanbul hat gezeigt, dass hierüber bereits die männlichen Experten divergieren und zudem die europäische Lage in der Türkei anders eingeschätzt wird als in Köln. Was die Frauen dazu zu sagen haben, was sie in den Frauenversammlungen bereden und im eingeschränkten Kreis in der Ehe verhandeln, hat die Verwaltungsetagen noch nicht erreicht. Dennoch, obgleich ihre professionelle Reichweite nicht ganz geklärt ist, fühlen sich diese religiösen Expertinnen privilegiert, eben weil sie vollständig in eine religiöse Tradition integriert wurden, deren Trägerinnen sie nunmehr geworden sind:

»Ich habe das bewundert an den türkischen *Hocas*, so konsequent! Wir hätten auch über anderes reden können, wir hätten uns allerlei Sachen erzählen können, aber nein, sie sagten, so hat es unser Prophet auch gemacht. Und dann fühlt man sich ... wie soll ich es sagen ... Unser Prophet hat so sein Wissen weitergegeben, und seine Freunde haben es sich eingeprägt und weitererzählt und so weiter, und nun höre ich es und präge es mir ein und erzähle es anderen weiter. Das ist ein gutes Gefühl. Wir

sind ja Volk des Weges (*Ahl-i sünnet*), wir wollen es immer genau machen. Wir wollen genau denselben Kenntnisstand haben, den der Prophet auch hatte.«³⁴

Es geht also um die Nähe zu den religiösen Gesetzen, die genaue Kenntnis vom Koran und den damit zusammenhängenden Wissenschaften, um die getreue Nachahmung des Propheten, die diese ermöglicht, und darum, dass auch die Frauen sich nun in die *Imitatio Muḥammadi* einreihen können. In den Worten dieser jungen Deutschen hallt das orthodoxe Bestreben einer langen Reihe Nakshibendi-Ordensleute nach, die die *Silsila* der Gemeinschaft nachhaltig geprägt haben. Nur hätten sich ein Mirzā Maḥzar oder ein Ghulām Ali vielleicht nicht träumen lassen, dass die Nachahmung irgendwann in einer fernen Zukunft von Frauen weitergetragen werden sollte.

Korankenntnisse werden hervorgehoben und sie dürfen auch betont werden, im Gegensatz zu der Ebene der tieferen Erkenntnis, die damit Schritt halten soll. »Gottes Nähe zu spüren ist kein *Ilm*«, sagte mir die Leiterin der Ausbildung wiederholt und deutete damit die Grenze ihres Kompetenzbereichs an. Trance, Ekstase, In-Zungen-Reden, Träume und Traumdeutung fallen nicht in den Bereich der religiösen Expertinnen der Süleyman-Gemeinschaft, und das unterscheidet sie von den weiblichen Experten anderer türkischer religiöser Organisationen in Europa, allen voran *Millî Görüş*. Charismatische Begabung wird freilich nicht verneint, sie wird aber zugunsten der *Imitatio* zurückgestellt und fordert von deren Träger und Trägerinnen Zurückhaltung. Religiöse Erfahrung bildet dennoch das Fundament der Gemeinschaft und die Gebetskreise bilden ihre Quelle. Im letzten Kapitel werde ich versuchen, die mystische Dimension der Nakshibendi-Tradition in ihrer heutigen – europäischen – Gestalt für den »Verband der Islamischen Kulturzentren« nachzuzeichnen.

5.6 Die europäische Herausforderung

In diesem Kapitel stehen die Frauen und die Grenzen der Kommunikation im Mittelpunkt. Zur Sprache kamen die Grenzziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Laien und Experten, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit sowie zwischen Binnen- und Außenkommunikation. Die Nachzeichnung dieser Grenzen war die Voraussetzung dafür, den

34 Interview mit F/SG 2 vom 12.4.1999.

Weg, den die Kommunikation innerhalb der Gemeinschaft nimmt, in den Blick zu bekommen. Es erweist sich, dass Frauen einen dezidiert anderen Ort innerhalb der Gemeinschaft besetzen als Männer, und die Geschlechter auf unterschiedliche Weise an der Binnenkommunikation angeschlossen sind, manchmal vom gegensätzlichen Ende her. Dazu kommt, dass die drei möglichen Formen der aktiven Einbeziehung in die Gemeinschaft – durch *Rābiṭa*, durch Mitgliedschaft und aufgrund des Geschlechts – von Männern insgesamt in Anspruch genommen wurden, während sich für Frauen das Band des Vertrauens als näher liegende Möglichkeit bot. Männer kamen dadurch in Positionen, die sie zum Urheber von für die Gemeinschaft relevanten Informationen machten. Frauen waren lediglich Empfänger dieser Informationen. Mit anderen Worten: Die asymmetrische Inklusion war mit einer asymmetrischen Kommunikation verknüpft.

Die vielfältigen Grenzziehungen zeichnen aber auch den Ort der Frauen und die professionelle Reichweite der religiösen Expertinnen vor. Durch die Verbindung von *Rābiṭa* als Gemeinschaft stiftendem Moment und Geschlechtertrennung ist ein religiös definierter Raum entstanden, in dem die Frauen den Männern innerhalb der eigenen Geschlechtergrenzen gleich sind. Frauen steht dadurch eine Karriere als religiöse Expertin (Lehrerin und Theologin) offen. Beide Geschlechter verfolgen dieselbe religiöse Ausbildung, die mit demselben Diplom (*Icazet*) gekrönt wird. Frauen dürfen jedoch nie »vor Männern sprechen«. Das Verbot umfasst sowohl ihre physische Erscheinung als auch ihre Autorität: Frauen steht es weder zu, vor Männer aufzutreten – zum Beispiel als Predigerin –, noch ihre Autorität über diese geltend zu machen. Umgekehrt ist aber beides möglich. Der Fernsehapparat im Frauengebetsraum anstelle der Gebetsnische ist eine ständige Erinnerung an die männliche Vorherrschaft.

Schließlich erwies sich, dass die Wege der Kommunikation mit der Mehrheitsgesellschaft nach wie vor ungeklärt sind. Wie jede religiöse Gemeinschaft ist auch die Süleyman-Gemeinschaft in erster Linie nicht für die Außenkommunikation konzipiert. Es geht ihr um religiöse Kommunikation und diese ist lediglich von Interesse für engagierte Gläubige. Um ihr Gelingen zu garantieren, hat die Gemeinschaft einen stabilen institutionellen Rahmen entwickelt. Mit der Notwendigkeit, Beziehungen zu der Welt außerhalb der Gemeinschaft aufzubauen, wurde sie erst in ihrer europäischen Gestalt – dem »Verband der Islamischen Kulturzentren« – konfrontiert. In Kapitel 3 habe ich bereits dargestellt, welche Schwierigkeiten sich daraus ergaben. Erst mit dem Wechsel der Generationen zeichnete sich in den letzten Jahren eine Öffnung zur Außenwelt ab.

Die Öffnung begünstigte die Entwicklung von Fähigkeiten, um auf die

Anforderungen der Mehrheitsgesellschaft reagieren zu können. Eine Binnendifferenzierung bahnte sich an und erlaubte den Frauen, eine Vorreiterrolle im interreligiösen Dialog zu spielen. Nun scheint dieser Entwicklung zuerst einmal ein Ende gesetzt zu sein. Die neue Grenzziehung verläuft, wie bei der asymmetrischen Inklusion zu erwarten ist, quer durch den Bereich, der den *Mahram* oder die Domäne der Frauen ausmacht. Die Ursache dafür liegt in unterschiedlichen Ansichten über die Reichweite des *Da'wa*-Auftrags. Hört sie bei der religiösen Erziehung auf oder sieht der Verband für sich noch eine andere Rolle in Europa? Die Definition des religiösen Auftrags ist es also, die im Verband das Verhältnis zur Außenwelt bestimmt. Dort ist auch die Frage anzusiedeln, ob und wie er dem europäischen Kontext Rechnung tragen wird.